

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 62 (1958-1959)
Heft: 20

Artikel: Der Direktor
Autor: Heimeran, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-670317>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

D E R D I R E K T O R

Er trägt einen grauen Anzug mit weisser Weste und weisser Krawatte, in der linken Westentasche befindet sich eine flache, goldene Uhr, in der rechten ein goldener Drehbleistift. Uhr und Bleistift sind durch eine feingliedrige Goldgirlande über das mittlere Westenkopfloch hin miteinander verbunden. In der Krawatte steckt eine Perlennadel.

Der Direktor erwartet mich zur Besprechung im Hotel-Vestibül. Er macht eine Andeutung, sich aus dem Polstersessel zu erheben. Ich bitte ihn Platz zu behalten. Wir sind an Jahren weit auseinander. Auch in der Sache sind wir es, um die es sich handelt.

Ich gebe dem Alter die schuldige Ehre und begnügen mich mit dem Stuhl zur Linken des Direktors. Ich sitze auf diese Weise unbequem erhöht und muss auf den Direktor heruntersprechen. Ich sage, dass ich mich freue, seine persönliche Bekanntschaft zu machen; persönlich würde sich wohl alles leichter regeln lassen als schriftlich.

Der Direktor sagt nichts dergleichen. Er lässt mich reden. Seine Hände ruhen auf den Sessellehnen. Die Finger sind nach innen gebogen und schwarz behaart. Auch seine Augenbrauen sind schwarz und buschig, starr und buschig ist auch das ergraute Haupthaar. Er wird sich so leicht kein Haar krümmen lassen, denke ich mir.

Ich entwickle die Angelegenheit, wie ich sie sehe. Der Direktor schweigt. Das Schweigen ist eine furchtbare Waffe, ich weiß es wohl. Ich sollte ebenfalls schweigsamer sein und mich mit meinen Gründen nicht so schnell hervorwagen. Aber das muss man gelernt haben. In meiner Welt spricht man frei heraus, was man denkt; man lacht gerne und stimmt bei, wenn ein Scherz fällt.

Der Direktor verzichtet keine Miene. Ich verschiesse meine Gründe und meine Scherze umsonst und stelle meine Bemühungen endlich ein.

«Ich habe da noch einmal die Papiere mitgebracht», beginnt mein Vertragspartner langsam,

«die Sache liegt so». Sie liegt so, als hätte ich lauter Dinge vorgebracht, die die Sache gar nicht berühren. Der Direktor kommt auf meine Darstellung mit keinem Wort zurück. Während ich den und jenen Punkt offengelassen hatte, um freiwillig anzudeuten, dass ich hier zu Zugeständnissen bereit wäre, räumt mir der Direktor auch nicht das geringste Entgegenkommen ein. Das wurmt mich. «Das Leben», sage ich gereizt, «beruht auf einer gewissen Gegenseitigkeit. Wie wäre die menschliche Gemeinschaft denkbar, wenn man die verschiedenen Lebensanschauungen und Ideale nicht gegenseitig achten und einander angleichen wollte? Leben und leben lassen —. Sollten wir uns nicht auf einer mittleren Linie einigen können?»

«Lieber Freund», erwiderete der Direktor — seine Backenmuskeln strafften sich und ich weiß, dass ich jetzt weniger denn je auf Freundschaftsbeweise rechnen kann —, «hier handelt es sich nicht um Ideale, hier handelt es sich um reale Wert.»

«Eben. Sie sind mir an realen Werten so weit überlegen, wenn ich auf meine Ansprüche zur Hälfte verzichte, wieviel leichter muss Ihnen das fallen; ist es nicht so?»

Der Direktor schweigt. Er hat das Verzichten auf reale Werte nicht gelernt und will es auch nicht lernen; deshalb hat er es ja in Werten dahin gebracht, wohin ich es nie bringen werde. «Um zum Ende zu kommen», breche ich ungeduldig sein Schweigen, «will ich dann also die gesamten Lasten tragen. Die werden mich auch nicht umbringen; mir geht es schliesslich um die Sache. Geben Sie den Vertrag; ich unterschreibe.»

Es ist das erstmal, dass der Direktor lächelt. Ich dagegen habe das Bedürfnis zu rauchen und biete formhalber auch dem Herrn Direktor meine Zigarettentasche an. Er wird unter diesen Umständen wohl ablehnen.

O nein, er bedient sich gerne und wählerisch aus meinem geringen Vorrat.

«Wollen wir nicht noch einen Schoppen Bier miteinander trinken?» fragt er leutselig. «Ober, zwei Bier.»

Mir ist nicht nach Bier, ich möchte es aber nicht abschlagen. Der Direktor ist jetzt recht aufgeräumt und kann auf einmal fliessend aus seinem Leben erzählen. Man muss Respekt haben vor einem solchen Aufstieg, das muss ich schon sagen, und es leuchtet aus der Erzählung auch hervor, dass der Direktor keineswegs ohne Humor ist. Ich habe ihm doch ein wenig Unrecht getan, denke ich mir.

Wir trinken aus und stellen fest, dass wir nun alles besprochen hätten.

«Ober zahlen», ruft der Direktor, «ich habe ein Bier».

Soso, ein Bier. Ich zahle also das meine selbst. Und während ich das Trinkgeld grosszügig abrunde, lässt sich der Direktor genau herausgeben, hält die Münzen sorgsam prüfend vor die Augen, und lässt sie dann in die Tasche gleiten.

Ich bin überzeugt, dass er noch Generaldirektor wird.

Hugo Meier

D I E G L A S V A S E

Der erste Eindruck der Vase war überwältigend. Alle Besucher stimmten überein, dass sie eines der erstaunlichsten Stücke der Ausstellung sei.

Sie war nicht hell und durchsichtig wie gewöhnliches Glas. Vielmehr hatte ihr Schöpfer der Substanz durch Beimischung eines chemischen Stoffes — Kobaltoxyd sagten die Fachleute — eine halbdurchlässige tiefblaue Farbe zu geben gewusst. Es war das unergründliche Blau des Saphirs. Und darin eingeschmolzen sah man eine herrliche Malerei im Rot des Rubins und im Grün des Smaragds — ein Band von Pflanzen und springenden Tieren. Die Malerei bedeckte die Wölbung der Vase, die sich über einem schlanken Fuss erhob und nach oben sich in unbeschreiblicher Weichheit verjüngte.

Dann aber begann sich doch Kritik zu regen. Es kamen die Leute der Wissenschaft ins Museum — Fachleute mit kühlern, nüchternem Urteil. Und diese lächelten dann doch ein wenig über das masslose Entzücken der guten Leute. Sie besahen sich die Vase unvoreingenommen und sagten dann sachlich und klar, was es daran zu rügen gab. Sie wiesen nach, dass ähnliche Färbungen des Glases durch Beimischung verschiedener Stoffe durchaus nichts Neues waren. Schon die ältesten Glas herstellenden Völker, die Aegypter und die Phöniker,

hatten sie gekannt. Was ferner die so vielbewunderte Form betraf, so liess sich ihr eine gewisse Eleganz nicht absprechen. Fraglicher war es dann schon, ob sie auch ganz originell war. Schon unter den venezianischen Gläsern des 16. und 17. Jahrhunderts fanden sich ähnliche Ueberfeinerungen. Und mit aller Härte mussten die Sachverständigen sich sodann über die dekorative Malerei äussern. Hier lag es ja auf der Hand, welche Einflüsse hinter diesen Tieren und Pflanzen zu suchen waren. In der älteren Malerei gab es häufig solche Motive, in der chinesischen namentlich, ganz zu schweigen von der mittelalterlichen und flämischen Teppichwirkerei. — Kurz, bei näherer Prüfung zeigte es sich, dass an jener Vase nicht halb so viel war, wie leichtgläubige Bewunderer in ihrer ersten Begeisterung geglaubt hatten. Die Wissenschaft wies dies nach und klärte die Leute über ihren Irrtum auf. Die Wissenschaft musste dies tun, es war ihre Pflicht. Sie wäre ihrer vornehmsten Aufgabe nicht gerecht geworden, wenn sie sich hätte blenden lassen und ihre Zweifel und Bedenken verschwiegen hätte.

Und so kam es, dass man von jener Vase bald ebenso abschätzig redete, wie man sie vorher gepriesen hatte. Man sprach sehr viel von ihr. In allen Zeitungsberichten über jene Ausstellung war davon die Rede. Einige Zeit war sie sogar Hauptgegenstand des Gesprächs am Mittagstisch in allen kulturell interessierten Kreisen. Und wenn man ihren Schöpfer anfänglich nur einen geschickten Nachahmer nannte, so hörte man bald mit Bezug auf ihn Worte wie gemeine Täuschung und Schwindelei.

Und derweil jenes Gerede und Gezänk hin und her ging, stand die Glasvase die ganze Zeit über in ihrer Vitrine, durch einen Stoss zu zerstören, aber über alle Kritik erhaben, unerklärlich in ihrer Schönheit und im Schmelz ihres saphirenen Blaus. Und manchmal ertapte sich einer der Herren von der Wissenschaft dabei, wie er seinen Blick doch länger auf ihr ruhen liess, als es ein Werk verdiente, von dem sie so gering dachten. Woher kam dies wohl? fragte sich der eine und andere von ihnen dann etwa bei sich selber. Aber dies war eine Frage, auf die ihnen ihre Wissenschaft durchaus keine Antwort zu geben vermochte. Denn die Glasvase hatte ein Geheimnis, das alles Verständnis übersteigt — wie all jene Gebilde, die geboren sind aus der Vermählung von Wunsch und Traum und aus dem Verlangen der menschlichen Seele nach Vollkommenheit.